

Springer NachschlageWissen

Springer NachschlageWissen

Karin Fischer

Gerhard Hauck

Manuela Boatcă *Hrsg.*

Handbuch Entwicklungs- forschung



Springer VS

Springer NachschlageWissen – das Pendant zu Springer Reference in deutscher Sprache – bietet zielführendes Fachwissen in aktueller, kompakter und verständlicher Form. Während traditionelle Fachbücher ihre Inhalte bislang lediglich gebündelt und statisch in einer Printausgabe präsentiert haben, bietet Springer NachschlageWissen um dynamische Komponenten erweiterte Online-Publikationen an: ständige digitale Verfügbarkeit, frühes Erscheinen online first und fortlaufende Aktualisierung von Beiträgen.

Weitere Informationen zu dieser Reihe finden Sie auf <http://www.springer.com/series/13096>

Karin Fischer • Gerhard Hauck
Manuela Boatcă
HerausgeberInnen

Handbuch Entwicklungsforschung

mit 3 Abbildungen und 2 Tabellen

HerausgeberInnen

Karin Fischer
Johannes Kepler Universität Linz
Linz, Österreich

Gerhard Hauck
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
Heidelberg, Deutschland

Manuela Boatcă
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Freiburg, Deutschland

ISBN 978-3-658-04789-4

ISBN 978-3-658-04790-0 (electronic)

ISBN 978-3-658-05064-1 Bundle

DOI 10.1007/978-3-658-04790-0

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Lektorat: Cori Mackrodt, Daniel Hawig

Korrektur: Oliver Tewes, Andrea Kremser

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Inhaltsverzeichnis

Teil I Einleitung	1
Was ist Entwicklungsforschung?	3
Karin Fischer, Manuela Boatcă und Gerhard Hauck	
Teil II Theoretische Positionen	13
Marxistische Entwicklungstheorie	15
Gerhard Hauck	
Modernisierungstheorien	27
Reinhart Kößler	
Entwicklung und Dependenz	41
Yvonne Franke und Daniel Kunitz	
Weltsystemansatz	55
Stefan Schmalz	
Der Subsistenzansatz in Theorie und Praxis	67
Ulrike Schultz	
Entwicklung im Neoliberalismus	79
Karin Fischer	
Multiple Moderne	91
Rüdiger Korff	
Verwobene Modernen	103
Ingrid Wehr	
Postkolonialismus und Dekolonialität	113
Manuela Boatcă	
Post-Development	125
Christine M. Klappeer	

Teil III Was kann, was soll Entwicklungsforschung?	
Eine Ortsbestimmung	137
Was kann, was soll Entwicklungsforschung?	139
Gerhard Hauck, Karin Fischer und Manuela Boatcă	
Teil IV Von Definitionen und Messmethoden	153
Entwicklung messen: Ein Überblick über verschiedene Indikatoren und ihre Grenzen	155
Wolfgang Hein	
Un-fassbare Armut	169
Erhard Berner	
Wie ungleich ist die Welt?	181
August Gächter und Beate Littig	
Teil V Sachthemen der Entwicklungsforschung	195
Landwirtschaft und Ernährung	197
Ernst Langthaler	
Fallstudie: Konflikte um Land im Spannungsfeld von Naturschutz, Minenbau und Landwirtschaft in Karamoja, Uganda	209
Barbara Gärber	
Migration und Entwicklung	213
Helen Schwenken	
Fallstudie: Diasporas als AkteurInnen der Entwicklungspolitik	225
Joshua Kwesi Aikins	
Geschlechtergerechtigkeit zwischen neoliberalem Empowerment und postkolonialer Kritik	231
Christa Wichterich	
Fallstudie: Filipinas in Japan	243
Kaoru Yoneyama	
Globale Arbeit und Produktion	249
Martina Sproll	
Fallstudie: Global Care Chains	261
Helma Lutz	
Staat und Entwicklung	267
Marianne Braig	

Fallstudie: Endlich Ordnung? Autoritäre Staatlichkeit in Kolumbien und Mexiko	279
Alke Jenss	
Soziale Bewegungen und selbstbestimmte Entwicklung	285
Antje Linkenbach	
Fallstudie: Bewegungen gegen die Privatisierung im Gesundheitswesen in El Salvador	297
Anne Tittor	
Rassismus und Entwicklungspolitik	303
Henning Melber	
Fallstudie: „Entwicklung“ in Schulbüchern	315
Aram Ziai und Elina Marmer	
Ungleiche Entwicklung: Historische und räumliche Perspektiven	321
Joachim Becker und Rudy Weissenbacher	
Fallstudie: Ungleich verbundene Entwicklung: Russland und der Westen seit dem 16. Jahrhundert	333
Hans-Heinrich Nolte	
Umwelt und Entwicklung	337
Kristina Dietz und Bettina Engels	
Fallstudie: Wer bestimmt über die Ressourcen der Arktis?	351
Peter Schweitzer	
Fallstudie: Bewegungen für Umweltgerechtigkeit in Indien	355
Antje Linkenbach	
Entwicklungspolitik: Programme, Institutionen und Instrumente	359
Dieter Neubert	
Fallstudie: Multikulturalismus und Entwicklung	375
Sérgio Costa	

Mitarbeiterverzeichnis

Joshua Kwesi Aikins Universität Kassel, Kassel, Deutschland

Joachim Becker Wirtschaftsuniversität Wien, Wien, Österreich

Erhard Berner Erasmus University Rotterdam, Rotterdam, Niederlande

Manuela Boatcă Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Freiburg, Deutschland

Marianne Braig Freie Universität Berlin, Berlin, Deutschland

Sérgio Costa Freie Universität Berlin, Berlin, Deutschland

Kristina Dietz Freie Universität Berlin, Berlin, Deutschland

Bettina Engels Freie Universität Berlin, Berlin, Deutschland

Karin Fischer Johannes Kepler Universität Linz, Linz, Österreich

Yvonne Franke Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Magdeburg, Deutschland

August Gächter Zentrum für Soziale Innovation, Wien, Österreich

Barbara Gärber Universität Wien, Wien, Österreich

Gerhard Hauck Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Heidelberg, Deutschland

Wolfgang Hein German Institute of Global and Area Studies, Hamburg, Deutschland

Alke Jenss Philipps-Universität Marburg, Marburg, Deutschland

Christine M. Klapeer Universität Wien, Wien, Österreich

Reinhart Kößler Arnold-Bergstraesser-Institut, Freiburg, Deutschland und University of the Free State, Bloemfontein, Südafrika

Rüdiger Korff Universität Passau, Passau, Deutschland

Daniel Kumitz Friedrich-Ebert-Stiftung, Lusaka, Sambia

Ernst Langthaler Institut für Geschichte des ländlichen Raumes, St. Pölten, Österreich

Antje Linkenbach Universität Erfurt, Erfurt, Deutschland

Beate Littig Institut für Höhere Studien, Wien, Österreich

Helma Lutz Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Frankfurt am Main, Deutschland

Elina Marmer Universität Hamburg, Hamburg, Deutschland

Henning Melber Dag Hammarskjöld Foundation und Nordic Africa Institute, Uppsala, Schweden; University of Pretoria und University of the Free State, Bloemfontein, Südafrika

Dieter Neubert Universität Bayreuth, Bayreuth, Deutschland

Hans-Heinrich Nolte Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover, Hannover, Deutschland

Stefan Schmalz Friedrich-Schiller-Universität Jena, Jena, Deutschland

Ulrike Schultz Theologische Hochschule Friedensau, Möckern-Friedensau, Deutschland

Peter Schweitzer Universität Wien, Wien, Österreich

Helen Schwenken Universität Osnabrück, Osnabrück, Deutschland

Martina Sproll Freie Universität Berlin, Berlin, Deutschland

Anne Tittor Universität Bielefeld, Bielefeld, Deutschland

Ingrid Wehr Heinrich-Böll-Stiftung Cono Sur, Santiago de Chile, Chile

Rudy Weissenbacher Wirtschafts-universität Wien, Wien, Österreich

Christa Wichterich Universität Kassel, Kassel, Deutschland

Kaoru Yoneyama Sophia University, Kanagawa, Japan

Aram Ziai Universität Kassel, Kassel, Deutschland

Teil I

Einleitung

Was ist Entwicklungsforschung?

Entstehung, Gegenstand und Arbeitsweise einer jungen Disziplin

Karin Fischer, Manuela Boatcă und Gerhard Hauck

Wie sollen wir es nennen, das vorliegende Handbuch? Dass wir uns überhaupt diese Frage stellen, verweist auf ein akademisches Feld, dessen disziplinäre und institutionelle Verortung mitnichten eindeutig ist. Der Band versammelt Beiträge von ForscherInnen unterschiedlicher Fachrichtungen. Ihre Herkunftsdisziplinen reichen von Soziologie und Politikwissenschaft über Anthropologie bis Geschichte und Volkswirtschaft. Dass wir uns schließlich für den Titel „Entwicklungsforschung“ entschieden haben, eine Übertragung der „Development Studies“ ins Deutsche, macht die Sache nicht klarer. Denn die Vorstellungen davon, was Development Studies sein sollen, sind, wie Uma Kothari schreibt, „so vielfältig, unterschiedlich und umstritten wie das, was Entwicklung selbst ausmacht“ (Kothari 2005a, S. 3, Ü. d. A.).

Ob Entwicklungsforschung eine akademische Beschäftigung ist oder auf praktische Umsetzung zielt, ob sie eine eigene Epistemologie und Methodologie besitzt, ob sie multi-, cross-, inter- oder gar transdisziplinär ist, wird sehr unterschiedlich gesehen. Um Antworten auf diese Fragen zu finden, gehen wir in einem ersten Schritt daran, die Geschichte des Forschungsfeldes zu rekonstruieren. Daran anschließend beschreiben wir, in Auseinandersetzung mit seinen benachbarten Fachrichtungen und Studiengängen, seinen Gegenstand und seine Arbeitsweise. Wir sind uns im Klaren, dass wir damit zugleich an der Konstruktion des noch jungen und in vielerlei Hinsicht amorphen Forschungsfeldes mitwirken.

K. Fischer (✉)

Johannes Kepler Universität Linz, Linz, Österreich

E-Mail: karin.fischer@jku.at

M. Boatcă

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Freiburg, Deutschland

E-Mail: manuela.boatca@soziologie.uni-freiburg.de

G. Hauck

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Heidelberg, Deutschland

E-Mail: gihauck@t-online.de

1 Entstehungsgeschichten

Der Ausdruck „Studies“ im englischen Original legt nahe, dass wir es nicht mit einer Disziplin zu tun haben. Gender Studies, Black Studies, Border Studies und viele mehr kreieren neue Untersuchungsgegenstände oder entwickeln neue Zugänge, die von den Disziplinen vernachlässigt werden oder zur Zeit ihrer Etablierung noch gar nicht existierten. Auch die vielzähligen „Studies“ bilden eine akademische Struktur aus, mit Zeitschriften, Lehrstühlen, Methoden und einer Forschungsgemeinschaft. Nicht allen gelingt dies und in gleichem Maße. Aber die Unterscheidung zwischen „Studien“ und einer Disziplin „verläuft zwischen Vorreiterinnen und Nachzüglerinnen, sie ist im Wesentlichen eine Frage der Zeit“ (Nederveen Pieterse 2013, S. 503, Ü. d. A.).

Die Entstehungsgeschichten der Entwicklungsforschung führen uns weiter zurück als diejenigen der oben angeführten „Studien“. Die meisten aus der Zunft sehen ihre Ursprünge bei den Frühaufklärern und den politischen Ökonomen des 18. und 19. Jahrhunderts von Adam Smith und John Stuart Mill über David Ricardo und Friedrich List bis zu Karl Marx. Auch Malthus, die Saint-Simonisten und Comte werden – in einer ausschließlich männlichen Genealogie des Faches – zu den Gründungsvätern gezählt (Menzel 1993; Cowen und Shenton 1996; Harriss 2005). Bei aller weltanschaulichen Unterschiedlichkeit fassten sie „Entwicklung“ allesamt nicht als schlichte Veränderung, die mal nach hierhin, mal nach dorthin verlaufen könnte, sondern als dauerhaft *gerichteten* Wandel säkularen Ausmaßes. Die Richtung, in die der Wandel verläuft, ist in ihrer aller Sicht eine *kumulative*: Irgendein nicht immer klar definiertes Merkmal der Moderne – sei es die Vernunft, sei es die Zivilität, sei es das Kapital – wächst, akkumuliert sich, wird größer.

Das bis heute dominante Verständnis von Entwicklung formte sich auf der Grundlage dieser Überlegungen in der Hochphase des europäischen Imperialismus. Es ist allerdings, wie Cowen und Shenton darlegen, nicht gleichbedeutend mit Fortschritt, sondern vielmehr eine Reaktion auf das Chaos und das Elend, die der beginnende Industriekapitalismus produzierte. Die brutalen sozialen Folgen, die die Entwicklung des Kapitalismus hervorbrachte, wurden als das eigentliche Problem für Entwicklung betrachtet. Seine VerfechterInnen forderten deshalb staatliche Eingriffe, um die VerliererInnen des rasanten gesellschaftlichen Wandels zu entschädigen und auch ihnen „Entwicklung“ zu ermöglichen. In diesem historischen Kontext entstand „Entwicklung“ als *zielgerichtete* politische Intervention – vornehmlich des Staates – in die destruktiven *immanenten* Entwicklungsdynamiken des Kapitalismus (Cowen und Shenton 1996, S. 110). Entwicklung ist in diesem Sinne der „*absichts-volle Eingriff in kollektive Angelegenheiten mit dem Ziel einer Verbesserung*. Was als Verbesserung und als angemessener Eingriff gilt, ist natürlich abhängig von Klasse, Kultur, dem historischen Kontext und den herrschenden Kräfteverhältnissen“ (Nederveen Pieterse 2010, S. 3 f., kursiv i.O., Ü. d. A.). Dass diese Auffassung von Entwicklung „notwendigerweise eurozentrisch“ ist, liegt daran, dass zuerst in Europa Entwicklung als ein Mittel erfunden wurde, um „Ordnung in die soziale Unordnung“ zu bringen (Cowen und Shenton 1995, S. 29).

Von den unterschiedlichen Wurzeln der Beschäftigung mit Entwicklung erscheint neben den expansiven Religionen, also Christentum und Islam, der europäische

Kolonialismus wohl als die bedeutendste (Kothari 2005b). Die Projektionsfläche, vor der sich die Entwicklungsforschung herausbildete, war die Dekolonisierung Afrikas und Asiens und die Neuordnung der globalen Machtstruktur und der Außenpolitik. Die ehemals kriegführenden Länder der Zentren regelten die Beziehungen zueinander und konstruierten für den „Rest der Welt“, der jetzt als „unterentwickelt“ bezeichnet wurde, eine neue Rolle. Das Ergebnis war das Szenario eines Kalten Krieges in den Zentren, der allerdings an den Peripherien heiß ausgetragen wurde (Dussel 1996). Dabei stand „Entwicklung“ – im Sinne einer nach dem Vorbild des Westens gesteuerten gesellschaftlichen und vor allem wirtschaftlichen Planung – im Vordergrund. Entwicklungstheorien und die aus ihnen gefolgerten Strategien verengten den sehr viel breiteren Fokus ihrer Vorläufer Marx und Weber darauf, wie wirtschaftliche Entwicklung in den früheren Kolonien stimuliert werden könne (Leys 1996; Bernstein 2005, S. 112 f.). Entwicklungssoziologie und -politik spielten mit einiger Verzögerung mit politischen, psychologischen und soziologischen Modernisierungstheorien die Begleitmusik, die nochmals mit einiger Verzögerung von den EntwicklungsökonomInnen wahrgenommen wurde (Seers 1968).

Damit erlebte die Entwicklungsforschung nach dem Zweiten Weltkrieg in den 1950er- und 1960er-Jahren ihren Höhenflug. Sie verbreitete sich mehr oder minder spontan, von Kanada bis Australien, aufgrund seiner Geschichte als Kolonialmacht am intensivsten in Großbritannien (Harriss 1999, 2005). Auch die gerade unabhängig gewordenen Staaten des globalen Südens richteten an ihren Universitäten Abteilungen ein, die sich fortan insbesondere mit der wirtschaftlichen Entwicklung ihres Landes beschäftigen und so zum *nation building* beitragen sollten (Hettne 1990). Der Westen stattete diese Einrichtungen, der Logik des Kalten Krieges folgend, in vielen Fällen mit Geld und Personal aus.

In ihrem Ursprung ist Entwicklungsforschung nicht nur ein Erbe des Kolonialismus, sondern auch eine „Wissenschaft von den Anderen“, so wie es im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Anthropologie und Orientalistik, die Agrarwissenschaft der Tropen und die *colonial economics* waren. In diesem Zusammenhang werden die Anderen markiert durch Begriffe wie „unterentwickelt“ oder „sich entwickelnd“. Das globale Zentrum bleibt hingegen unmarkiert, weil es eben „das Normale“ repräsentiert, während die Anderen „das Abweichende“ darstellen (Hauck 2003). Das Neue an der modernen Entwicklungsforschung war, dass „die Anderen“ nun als entwicklungsfähig angesehen wurden und eine nachholende Entwicklung nach westlichem Muster mittels gezielter Intervention möglich und machbar erschien. Die Dekolonisierung evozierte die grundlegende Frage, ob „der Westen und der Rest“ ontologisch identisch sind – und beide von denselben Disziplinen bearbeitet werden können – oder ob sie, wie zuvor angenommen, unterschiedlich und der Anthropologie zu überantworten sind. Die Auskunft blieb zweideutig („analytisch dasselbe, aber nicht ganz“), aber die ModernisierungstheoretikerInnen nahmen unverzüglich ihre Arbeit auf, den „unterentwickelten“ Ländern den Weg in die Moderne zu weisen (Gulbenkian Commission 1996, S. 39 f.). Die Rolle der Peripherie blieb diejenige eines Forschungsobjekts. Ihre Aufgabe ist es, Daten zur Verfügung zu stellen und das im Zentrum produzierte Wissen in Form von Technologie und Methoden anzuwenden. Die Metropolen sind

das Forschungssubjekt und der Ort, von dem aus die Welt klassifiziert, beschrieben und studiert wird. Sie sammeln und ordnen Daten, produzieren Methoden und Theorie und erstellen Anwendungsmöglichkeiten für die Peripherie. Die koloniale Arbeitsteilung existiert weiter mit der Peripherie als Rezeptionsort für europäische und US-amerikanische Sozialtheorie, ohne als Produktionsstätte wahr- oder ernst genommen zu werden (Connell 2007, S. 3 ff., 2010).

Die Blütezeit der Development Studies setzt Harriss (2005, S. 18) in den 1960er-Jahren an und meint nicht ganz unberechtigt, dass es – aus der Sicht der Entstehung akademischer Institutionen – zuerst einmal eine britische Angelegenheit war. Denn während in Kontinentaleuropa die Gründungsphase neuer Institute und Studien als abgeschlossen galt, setzten britische Universitäten, großzügig finanziert von der Regierung, auf die Einrichtung multi- und interdisziplinärer Studienprogramme, in die die Entwicklungsforschung hervorragend passte. Herausragende Beispiele sind die *School of Oriental and African Studies* an der London School of Economics, das *Institute of Development Studies* an der Universität Sussex und das *Rhodes-Livingston-Institute* im damals britischen Nordrhodesien (heute Sambia). Beiträge der EntwicklungsforscherInnen aus dem Süden, wie die der UN-Regionalorganisation CEPAL und der Dependenz-Schule in Lateinamerika sowie der Zeitschrift *Economic and Political Weekly* in Indien sollten darüber aber nicht vergessen werden. Und die US-amerikanische Forschung lieferte dank der groß angelegten Finanzierung modernisierungstheoretischer Arbeiten durch die Regierung die ersten weltweit verbreiteten Standard-Lehrbücher zum Thema, etwa „The Politics of the Developing Areas“ von Almond und Coleman aus dem Jahr 1960, oder „Industrialization and Society“, herausgegeben von Hoselitz und Moore 1963.

2 Gegenstand

Gegenstand der neuen Wissenschaft sind Prozesse des sozialen Wandels – in kultureller, politischer, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht – in sogenannten Entwicklungsländern oder der (Semi-)Peripherie. Anders als andere sozial- oder geisteswissenschaftliche Disziplinen beschäftigt sich Entwicklungsforschung nach Harriss „spezifisch mit dem strukturellen und institutionellen Wandel in Ländern, die sich auf dem Weg zum ‚Bild ihrer eigenen Zukunft‘ befinden. Dieses Bild wiederum beruht auf Modellen, die auf den Erfahrungen der Vorreiter aufbauen.“ (Harriss 2005, S. 17, Ü. d. A.; ähnlich Hettne 1990)

Ihre Tätigkeit richtet Entwicklungsforschung auf drei Dimensionen: die historische Analyse (wie und warum sind Gesellschaften so geworden wie sie sind), die Handlungsdimension (welche Interventionen bewirken positive Veränderungen) und eine normative Dimension (welches sind die Regeln, nach denen entwicklungsbezogenes Handeln ablaufen soll und zu welchem erwünschten Ergebnis soll es führen) (nach Harriss 2005, S. 17 f.). Damit unterscheidet sich der Untersuchungsgegenstand klar etwa von den Global Studies, die sich mit den neuen Formen der Globalisierung seit den 1980er-Jahren befassen oder von thematisch enger gezogenen Studienprogrammen.

Wir haben den Gegenstand von Entwicklungsforschung absichtsvoll mit Wandlungsprozessen beschrieben. Geht es um Entwicklung im engeren Sinn, schlagen Cowen und Shenton (1995, S. 28) vor, zwischen dem Prozess und den Maßnahmen einerseits sowie dem Ziel und dem erwünschten Endzustand andererseits zu unterscheiden. Das Ziel von Entwicklung ist, wie Nederveen Pieterse präzisiert, eine wie auch immer geartete „Verbesserung“. Woran sich diese bemisst, ist ebenso veränderlich wie die Definition von Entwicklung selbst – wenngleich Wirtschaftswachstum, bessere Lebensbedingungen und die Versuche, die destruktiven Auswirkungen von Wirtschaftswachstum zu kontrollieren, bis heute bedeutsam sind (Hodge und Hödl 2014, S. 4 f.).

Der in den späten 1980er-Jahren einsetzende „Spatial Turn“ in den Sozialwissenschaften, an dem EntwicklungsforscherInnen maßgeblich mitgewirkt haben, verschiebt den Fokus weg von einzelnen Ländern oder Gesellschaften hin zu einer Mehrebenenbetrachtung und Verflechtungsperspektive. Globaler Wandel und die Besonderheit der lokalen Verhältnisse werden als Interaktion im globalen Kontext betrachtet. In diesem Sinne findet Entwicklungsforschung nicht nur im globalen Süden statt. Sie kann als ein die Zentren umfassendes Forschungsfeld verstanden werden, dem ein Konzept von Entwicklung als Gesamtheit widersprüchlicher Dynamiken oder auch von ungleicher Entwicklung auf verschiedenen Maßstabsebenen zugrunde liegt. In den dem Spatial Turn lange vorgreifenden Worten von Dudley Seers (1968, S. 5, Hervorhebung i.O., Ü. d. A.): „Die Entwicklung der Development Studies wird auch auf *unsere* Probleme mehr Licht werfen.“

Die von Seers angesprochene Problemorientierung verweist auf Debatten über den Stellenwert von Theorie und Praxis, von „problemlösend“ versus „kritisch“, von „diskurs-“ versus „empirisch“ orientierter Forschung. Das Gewicht der beiden wird in der Entwicklungsforschung seit ihren Anfängen kontrovers beurteilt. Wiewohl wir uns bewusst sind, dass diese Debatten unmittelbar auf den Daseinsgrund und die Zielbestimmung des Forschungsfeldes zielen, scheint uns diese Trennlinie aufgezungen. Entwicklungsforschung besitzt eine stark praxisorientierte und normativ aufgeladene Komponente. Das heißt allerdings nicht, dass die wissenschaftliche Beschäftigung an die zweite Stelle rückt. Auch eine als Armuts- oder Ungleichheitsforschung benannte Entwicklungsforschung braucht Theorien, Konzepte und Methodologien. Mit Burawoys Unterscheidung der Wissensformen (2010, S. 53 ff.) meinen wir, dass einem kritisch-reflexiven und politikorientierten Wissen jeweils unterschiedliche Aufgaben zukommen, diese aber nicht zwingend voneinander getrennt sein müssen. Jedenfalls beanspruchen beide gleichermaßen und mit Recht ihren Platz in den Development Studies.

3 **Arbeitsweisen**

Die Arbeitsweise der Development Studies wird meist als multi- oder interdisziplinär bezeichnet (JEP 2007). Gleiches gilt für den Aufbau entsprechender Studienprogramme. Weil ihr Gegenstand so komplex ist, kann dieser nicht von einer

Disziplin alleine adäquat bearbeitet werden. Die Beschäftigung mit Prozessen ungleicher Entwicklung muss deshalb aus ihren disziplinären Grenzen geholt werden. Die Entwicklung interdisziplinärer oder gar transdisziplinärer Arbeitsweisen gilt als beständige Herausforderung. Auch wenn der Anspruch auf Interdisziplinarität besteht, bleibt es oft bei einem Nebeneinander der Fachrichtungen bzw. Module, ohne Methodentransfer und Integration.

Der gegenwärtige Stand der Fragestellungen, Methodologien und Forschungsprogramme kann als multiparadigmatisch bezeichnet werden. Es gibt nicht *ein* Paradigma von Entwicklung, sondern es finden sich sehr unterschiedliche Zugänge. Fraglos gibt es mittlerweile einen Korpus an Theorien, die als Entwicklungstheorien bezeichnet werden können (vgl. Fischer et al. 2008). Sie werden aus unterschiedlichen Disziplinen entlehnt und adaptiert, insbesondere aus Soziologie, Politologie, Ethnologie, Geschichte und Ökonomie. Dieses „Grasen“ in verschiedenen Disziplinen ist Kothari zufolge das Charakteristische der Entwicklungsforschung (Kothari 2005a, S. 3; vgl. auch Harriss 2002). Das führt mitunter zu intellektuellen Spannungen zwischen den Development Studies und den Disziplinen, die sie jeweils für sich reklamieren.

Entwicklungsforschung ist zwar aus der interdisziplinären Auseinandersetzung zahlreicher Wissenschaften entstanden, beginnt diesem Zustand der „Mischung“ aber zu entwachsen – was allerdings nicht ohne heftigen Streit abgehen kann. Exemplarisch sind die immer wieder aufflammenden Kontroversen zwischen „EmpirikerInnen“, die ausschließlich Einzelfallstudien gelten lassen wollen und das „Scheitern der großen Theorie“ propagieren (Menzel 1992) auf der einen Seite und „TheoretikerInnen“, die auf der Theoriegebundenheit jeglicher Art von Forschung beharren, auf der anderen. In stetig zunehmendem Maß kennzeichnet heute jedoch die kreative Verschränkung von historisch-kulturwissenschaftlichen (ideographischen) und sozialwissenschaftlichen (nomothetischen) Methoden, von politischer und ökonomischer Gesellschaftsanalyse die Forschungspraxis. Historisch-empirische Detailstudien gelten als ebenso unerlässlich wie theoretisch-begriffliche Analysen. Die Wahl der Methode(n) folgt aus der Fragestellung, nicht aus der fachlichen Zugehörigkeit. So versucht Entwicklungsforschung jenseits der jeweiligen „Quellwissenschaften“, eine eigenständige Institution zu werden, transdisziplinär, mit ihrem besonderen Gegenstand, eigenen Regeln und Methoden (Fischer und Kolland 2009; Molteberg und Bergström 2000).

Derzeit ist die Entwicklungsforschung mehr ein Dach oder Feld, das mehrere Fachrichtungen integriert. Ihre Entwicklung hin zu einer eigenständigen Disziplin kann mit Nederveen Pieterse als eine Frage der Zeit, vielleicht mehr noch als eine Machtfrage betrachtet werden. Denn Disziplinen disziplinieren nicht nur Wissen, sie fungieren auch als Torwächterinnen für Neuankömmlinge. Ob die Etablierung als Disziplin wünschenswert ist oder Entwicklungsforschung eher die Notwendigkeit untermauert, Disziplinen zu öffnen, also „die Einheit der Sozialwissenschaft wieder herzustellen“, wie Harriss (1999, S. 499) meint, lassen wir an dieser Stelle offen.

4 Institutionelle Ordnungen

Folgen wir Kotharis Ansatz, eine kritische Genealogie der Entwicklungsforschung anhand derjenigen zu schreiben, die sich selbst als „Entwicklungs“-ForscherInnen definieren – wo ist dann die Entwicklungsforschung in der deutschsprachigen akademischen Landschaft zu finden?

Es gibt derzeit an Universitäten im deutschsprachigen Raum kein der Bologna-Struktur entsprechendes vollständiges Studium der Entwicklungsforschung. In der Wissenschaftsarchitektur findet sich Entwicklungsforschung erstens im Bereich der interdisziplinär ausgerichteten *Area Studies*, hinter deren Gründung und Finanzierung ursprünglich koloniale Interessen und später die Informations- und Sicherheitsinteressen im Kalten Krieg standen. Lateinamerikastudien, Südostasienwissenschaften, Afrikawissenschaften sowie Nah- und Mitteloststudien bemühen sich an verschiedenen Standorten um eine Neuorientierung, die nicht nur eine Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit beinhaltet, sondern auch die Auseinandersetzung mit theoriegängigen „Raumkonstruktionen“ und essentialistisch gedachten Zusammenhängen von Raum und Kultur.

Forschungsgegenstände und Lehrpersonal sind zweitens in multidisziplinären, meist themenbezogenen (DoktorandInnen-)Kollegs sowie, drittens, in verwandten Lehrgängen, etwa den Global, International, Migration, Black, Ethnic oder Post-colonial Studies anzutreffen, die allerdings im angloamerikanischen Raum weitaus verbreiteter sind. Die Studienprogramme besitzen mitunter thematische Schwerpunkte, sind oft aber nach Maßgabe der am Standort verfügbaren Ressourcen zusammengewürfelt. Im Vergleich zu den Development Studies besitzen sie weniger Kohärenz und Identität.

In der Hochschullandschaft dominiert viertens die „klassische Form“: WissenschaftlerInnen beschäftigen sich im Rahmen ihrer Fachrichtung mit den Gegenständen der Entwicklungsforschung. Diese sind dann Teilbereiche der jeweiligen Disziplin, wie z. B. Internationale Politik (Politikwissenschaft), Entwicklungsökonomie (Wirtschaftswissenschaften) oder Entwicklungssoziologie (Soziologie). Die Gegenstände der Entwicklungsforschung werden möglicherweise nur mit den jeweils relevanten, disziplinären Theorien und Methoden bearbeitet. Gleiches gilt für jenen Bereich, der zwar von verschiedenen etablierten Disziplinen bearbeitet wird, aber eigentlich nicht Teil der Entwicklungsforschung, sondern ausschließlich Teil der jeweiligen Fachrichtung ist. Am besten lässt sich das bei der Soziologie zeigen: Da gibt es zum einen die Entwicklungssoziologie (der Beitrag der Soziologie zur Entwicklungsforschung), zum anderen die „Soziologie der Entwicklungsländer“ (Forschung über Gesellschaften, denen der Status eines Entwicklungslandes zugewiesen wird). Letzteres hat mit kritisch-reflexiver Entwicklungsforschung meist nichts zu tun. Im Gegenteil, hier erfolgt in der Regel eine „Konstruktion der Anderen“ – also genau das, was in Frage gestellt und abgebaut werden soll.

Allerdings kommen ForscherInnen im Feld der Development Studies meist von den „Rändern“ ihrer Disziplinen und interessieren sich für das, was „an den Rändern“ gedacht wird, in geographischer und in disziplinärer Hinsicht. Sie haben sich

früh innovativen Zugängen zugewandt, um die historischen Fallstricke der Sozialwissenschaften zu überwinden, etwa den methodologischen Nationalismus oder eurozentrische Betrachtungsweisen. Bei aller Heterogenität sind sie, meinen wir, offener gegenüber Wissensformen, die von den Quelldisziplinen marginalisiert oder ausgeblendet werden. Das sind, wie es Connell (2010, S. 41 f.) für die globale Soziologie formuliert, i) Wissensformen der kolonisierten Gesellschaften, die vor der Kolonisierung bestanden und teils bis heute tradiert werden; ii) Wissensformen, die als Reaktion auf den Imperialismus und den Kolonialismus in den davon betroffenen Gesellschaften entstanden und iii) Wissensformen, die die postkolonialen Gesellschaften als Produkte des Kolonialismus untersuchen. Die Berücksichtigung des Wissensbestandes, der im globalen Süden produziert wird, wirkt dem Nord-Süd- bzw. Zentrum-Peripherie-Bias der etablierten Disziplinen entgegen und ist an sich schon eine beachtliche Leistung. Daraus folgt der Imperativ, die wechselseitige Verwobenheit wahrzunehmen, Herrschaftsverhältnisse offenzulegen und auf diese Weise zu einer dekolonialen, relationalen und machtsensiblen Entwicklungsforschung zu gelangen.

5 Gliederung des Bandes

Der Band gliedert sich in drei Teile. Der erste Teil versammelt Entwicklungstheorien, die weitgehend in der zeitlichen Abfolge ihrer Entstehung aufeinander folgen. In den Vordergrund stellen wir die zentralen Annahmen der jeweiligen Theorien und verdeutlichen damit zugleich den Wandel im Verständnis von Entwicklung. Die AutorInnen beschreiben den zeitgeschichtlichen Entstehungskontext, beziehen ideengeschichtliche Vorläufer mit ein und diskutieren die weitere Entwicklung der jeweiligen Denkschule bis in die Gegenwart. Die von den jeweiligen TheoretikerInnen vorgeschlagenen Entwicklungsstrategien runden die Beiträge ab. Wir haben uns entschieden, feministische Perspektiven nicht als einen gesonderten theoretischen Ansatz zu behandeln, sondern unsere AutorInnen gebeten, diese im Rahmen der jeweiligen Denkströmung zu behandeln.

Wir beginnen unsere theoriegeschichtliche Exkursion mit Marx und marxistischen Beiträgen, auf die die Modernisierungstheorien mit ihren klassischen Vorbildern im 19. Jahrhundert folgen. Daran schließen die Dependenzschule, der Welt-systemansatz und die Subsistenzperspektive an. Wenngleich neoliberale Ansätze im Entwicklungsdenken bis in die 1940er-Jahre zurückreichen, reihen wir den Beitrag über den Neoliberalismus auf dem imaginären Zeitstrahl nach hinten, in jene Periode, in der seine Vorstellungen praktisch wirksam werden. Sorgen bis dahin Überblicksdarstellungen über Entwicklungstheorien für klare Verhältnisse (z. B. Menzel 1993), geben wir abweichend davon der Diskussion um die Ausbreitung und Wirkweise der Moderne mit zwei Beiträgen über multiple Moderne und verwobene Modernen Raum, da diese Schlüsselthemen gesellschaftlichen Wandels aufgreifen. Mit Aufsätzen über Postkolonialismus und Post-Development, die in den späten 1980er- und frühen 1990er-Jahren mit einer Kritik am westlich geprägten Entwicklungsdenken hervortreten, bewegen wir uns wieder auf der gängigen Zeitleiste.

Der erste Teil mündet in eine „Ortsbestimmung“, in der wir HerausgeberInnen das theoretisch-praktische Repertoire der Entwicklungsforschung reflektieren und Antworten auf die Frage geben, was Entwicklungsforschung sein kann und sein soll.

Im Mittelteil zielen drei Beiträge auf die empirisch-methodische Seite des Forschungsfeldes und erläutern Messfragen und Messprobleme hinsichtlich Entwicklung, Armut und Ungleichheit.

Im letzten Teil schließlich versammeln wir Beiträge zu Sachthemen, die zum Kernbereich der Entwicklungsforschung gehören. Auch hier gehen unsere AutorInnen historisch an die Aufgabe heran und beschreiben, wann, warum und auf welche Weise diese Materien aufgegriffen werden. Fallstudien, die die jeweiligen Sachverhalte veranschaulichen, runden die Darstellungen ab.

Literatur

- Almond, Gabriel, und James Coleman. 1960. *The politics of the developing areas*. Princeton: University Press.
- Bernstein, Henry. 2005. Development studies and the Marxists. In *A radical history of development studies. Individuals, institutions and ideologies*, Hrsg. U. Kothari, 111–137. Cape Town/London: David Philip/Zed Books.
- Burawoy, Michael. 2010. Forging global sociology from below. In *The ISA handbook of diverse sociological traditions*, Hrsg. S. Patel, 52–65. London: Sage.
- Connell, Raewyn. 2007. *Southern theory*. Cambridge: Polity Press.
- Connell, Raewyn. 2010. Learning from each other: sociology on a world scale. In *The ISA handbook of diverse sociological traditions*, Hrsg. S. Patel, 40–51. London: Sage.
- Cowen, Michael, und Robert Shenton. 1995. The invention of development. In *Powers of development*, Hrsg. J. Crush, 27–43. London: Routledge.
- Cowen, Michael, und Robert Shenton. 1996. *Doctrines of development*. London/New York: Routledge.
- Dussel, Enrique. 1996. *Filosofía de la liberación*. Bogotá: Nueva América.
- Fischer, Karin, Gerald Hödl, und Wiebke Sievers. 2008. *Klassiker der Entwicklungstheorie. Von Modernisierung bis Post-Development*. Wien: Mandelbaum.
- Fischer, Karin, und Franz Kolland. 2009. Editorial. Special issue „25 Jahre Journal für Entwicklungspolitik“. *JEP – Journal für Entwicklungspolitik* 25(4): 6–10.
- Gulbenkian Commission. 1996. *Open the Social Sciences. Report of the Gulbenkian Commission on the Restructuring of the Social Sciences*. Stanford: Stanford University Press.
- Harriss, John. 1999. DSA at twenty-one: a critical celebration of development studies. *Journal of International Development* 11: 497–501.
- Harriss, John. 2002. The case for cross-disciplinary approaches in international development. *World Development* 30(3): 487–496.
- Harriss, John. 2005. Great promise, hubris and recovery: a participant's history of development studies. In *A radical history of development studies. Individuals, institutions and ideologies*, Hrsg. U. Kothari, 17–46. Cape Town/London: David Philip/Zed Books.
- Hauck, Gerhard. 2003. *Die Gesellschaftstheorie und ihr Anderes. Wider den Eurozentrismus der Sozialwissenschaften*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Hettne, Björn. 1990. *Development theory and the three worlds: Towards an international political economy of development*. Harlow: Longman.
- Hodge, Joseph, und Gerald Hödl. 2014. Introduction. In *Developing Africa. Concepts and practices in twentieth century colonialism*, Hrsg. J. Hodge, G. Hödl, und M. Kopf, 1–34. Manchester: Manchester University Press.
- Hoselitz, Bert, und Wilbert Moore. 1963. *Industrialization and society*. Den Haag: UNESCO.

- JEP – Journal für Entwicklungspolitik. 2007. Perspectives on development studies, Hrsg. K. Fischer und G. Hödl, Schwerpunkttheft 23(2).
- Kothari, Uma. 2005a. A radical history of development studies. Individuals, institutions and ideologies. In *A radical history of development studies. Individuals, institutions and ideologies*, Hrsg. U. Kothari, 1–13. Cape Town/London: David Philip/Zed Books.
- Kothari, Uma. 2005b. From colonial administration to development studies: a post-colonial critique of the history of development studies. In *A radical history of development studies. Individuals, institutions and ideologies*, 47–66. Cape Town/London: David Philip/Zed Books.
- Leys, Colin. 1996. *The rise and fall of development theory*. Bloomington: Indiana University Press.
- Menzel, Ulrich. 1992. *Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der Großen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Menzel, Ulrich. 1993. *Geschichte der Entwicklungstheorie. Einführung und systematische Bibliographie*. Hamburg: Deutsches Übersee-Institut.
- Molteberg, Elisabeth, und Cassandra Bergström. 2000. *Our common discourse: Diversity and paradigms in development studies*. Noragric working papers 20 und 21. http://www.umb.no/statisk/noragric/publications/working_papers/2000_wp_20.pdf und http://www.umb.no/statisk/noragric/publications/working_papers/2000_wp_21.pdf. Zugegriffen am 01.02.2015.
- Nederveen Pieterse, Jan. 2010. *Development theory. Deconstructions/reconstructions*. 2. Aufl. London: Sage.
- Nederveen Pieterse, Jan. 2013. What is global studies? *Globalizations* 10(4): 499–514.
- Seers, Dudley. 1968. From colonial economics to development studies. *IDS Bulletin* 1(1): 4–6.

Teil II

Theoretische Positionen

Marxistische Entwicklungstheorie

Gerhard Hauck

Walt W. Rostow, der Urvater der Modernisierungstheorie, gab seinem grundlegenden Werk „Stages of Economic Growth“ den Untertitel „an anti-communist manifesto“ und machte damit deutlich, dass die Marxsche Theorie der kapitalistischen Entwicklung die verborgene aber stets präsente Kontrastfolie zu den theoretischen Anstrengungen seines, in ihren Ausläufern die entwicklungstheoretische Diskussion bis heute beherrschenden Ansatzes abgibt. Explizit diskutiert wird sie von dessen VertreterInnen jedoch nirgendwo. Heterodoxe entwicklungstheoretische Ansätze wie Dependenz- und Weltsystemtheorie sowie in deren Gefolge Postdevelopment und Postkolonialismus bauten hingegen ausdrücklich auf Überlegungen von Marx und seinen NachfolgerInnen auf – nicht ohne sie jeweils ihren eigenen Vorstellungen anzupassen. Präsent sind diese Überlegungen also in beiden Lagern, wenngleich in sehr unterschiedlichen Weisen, und deshalb lohnt es sich, sie im Original zu studieren. Notwendiger Anknüpfungspunkt ist dabei die Marxsche Theorie der kapitalistischen Entwicklung, denn nur um solche, nur um kapitalistische Entwicklung und deren Erklärung geht es den ModernisierungstheoretikerInnen und ihren NachfolgerInnen ebenso wie der überwältigenden Mehrheit der heterodoxen Schulen. Und ihr gilt auch das Hauptinteresse von Karl Marx selbst, bei dem es zwar auch Ansätze zu einer allgemeinen Theorie der Menschheitsentwicklung gibt (v. a. im Vorwort zur „Kritik der Politischen Ökonomie“ und in dem „Formen“-Kapitel der „Grundrisse“), die aber doch ziemlich randständig bleiben und schon rein quantitativ im Vergleich zu den drei Bänden des „Kapital“ und der „Theorien über den Mehrwert“ kaum ins Gewicht fallen. Dass ausgerechnet jenes ganze fünf Seiten umfassende „Vorwort“ unter Stalin dann zu einer allgemein verbindlichen Fünfstadien-Theorie der Mensch-

G. Hauck (✉)

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Heidelberg, Deutschland

E-Mail: gihauck@t-online.de

heitsentwicklung kanonisiert wurde, hat nichts mit Wissenschaft, aber alles mit den Machtinteressen der sowjetischen Nomenklatura zu tun.

1 Karl Marx

Akkumulation ist für Karl Marx das Grundgesetz der kapitalistischen Entwicklung. „Akkumulation um der Akkumulation, Produktion um der Produktion willen“, das ist für ihn der „historische Beruf der Bourgeoisieperiode“ (MEW 23, S. 621). Die Kapitalismus-spezifische Art und Weise der Akkumulation ist es, „Kapital durch Kapital (zu) erzeugen“ (MEW 23, S. 608). Durch den Druck der Konkurrenz ist der Kapitalist allzeit gezwungen, seinen Besitz an Geld produktiv anzulegen, um Gewinn zu machen, und diesen dann zu reinvestieren, seinem Kapital hinzuzufügen, um weiteren Gewinn zu machen. Nur insoweit es in dieser Weise genutzt wird, ist es überhaupt Kapital. Wenn es vom Kapitalisten für seinen eigenen Konsum der Zirkulation entzogen wird, verliert es seine Kapitaleigenschaft, wird zur Revenue. Soweit der Kapitalist „personifiziertes“, „mit Willen und Bewusstsein begabtes Kapital“ ist, „gilt ihm sein eigener Privatkonsum als ein Raub an der Akkumulation seines Kapitals“ (MEW 23, S. 619) – jeder Penny muss reinvestiert, keiner darf verprasst, dem Genuss preisgegeben werden. „Als Fanatiker der Verwertung des Werts zwingt (der Kapitalist) rücksichtslos die Menschheit zur Produktion um der Produktion willen und daher zur Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte und zur Schaffung von materiellen Produktionsbedingungen, welche allein die reale Basis einer höheren Gesellschaftsformation bilden können, deren Grundbedingung die volle und freie Entfaltung des Individuums ist“ (MEW 23, S. 618). Mit dem „Schatzbildner“ teilt er den „absoluten Bereicherungstrieb“; anders als dieser entzieht er sein Geld jedoch nicht der Zirkulation, sondern gibt es ihr stets von neuem preis, um es zu vermehren (MEW 23, S. 168). Anders als bei diesem ist bei ihm der Bereicherungstrieb zudem nicht „individuelle Manie“, sondern Konsequenz der „immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise“, welche ihn mittels der Konkurrenz zwingen, „sein Kapital fortwährend auszudehnen, um es zu erhalten; und ausdehnen kann er es nur vermitteltst progressiver Akkumulation“ (MEW 23, S. 618). Und was für das individuelle Kapital gilt, gilt auch für das gesellschaftliche Gesamtkapital: Um sich zu erhalten, muss es sich ausdehnen, sich akkumulieren.

Diese Akkumulation aber verläuft niemals geradlinig und ungestört. Das Haupthindernis, auf das sie notwendig immer wieder stößt, wird von Marx prägnant charakterisiert als der „Grundwiderspruch: ungefesselte Entwicklung der Produktivkraft und Vermehrung des Reichtums, der zugleich aus Waren besteht, versilbert werden muss, einerseits; andererseits als Grundlage Beschränkung der Masse der Produzenten auf die notwendigen Lebensmittel“ (MEW 26, III, S. 55). Einerseits herrscht im Kapitalismus der beständige Zwang zur Akkumulation und damit zur Revolutionierung der Produktivkräfte. Andererseits kann die Konsumtionskraft der Masse der Bevölkerung nicht im gleichen Maße gesteigert werden, weil die Löhne im Gefolge von außergewöhnlicher Akkumulation und außergewöhnlicher

Nachfrage nach Arbeitskraft zwar steigen können, aber nicht über den Punkt hinaus, an dem eine weitere Steigerung die Gewinne der Unternehmer schmälern würde, weil dann „die Akkumulation erlahmt und die steigende Lohnbewegung . . . einen Gegen-schlag erhält“ (MEW 23, S. 649). Diese Schere zwischen notwendiger Produktions- und möglicher Konsumtionssteigerung muss periodisch in einen Zustand der Überakkumulation führen, in dem mehr an Arbeits- und/oder Lebensmitteln produziert worden ist, als profitbringend genutzt werden kann. Der Ausweg ist die Krise. Eine Lösung kann nur gefunden werden, wenn ein Teil des produzierenden Kapitals stillgelegt und das Warenangebot dadurch drastisch verringert wird – so lange, bis die Kapitalentwertung und die Abnahme der Produktion ihre eigene Ursache beseitigt haben, bis m. a. W. die Produktion der kaufkräftigen Nachfrage wieder entspricht. Dann lohnt es sich wieder, zu investieren und der ganze Zyklus kann von vorne beginnen – möglicherweise auf erweiterter Stufenleiter, denn der einmal erreichte Stand der Produktivkraftentwicklung und des technischen Wissens muss ja durch die Krise nicht notwendig zurückgedreht werden. Langfristige Akkumulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals wird keineswegs ausgeschlossen. In der Rede von der „Schaffung der materiellen Produktionsbedingungen, welche allein die Basis einer höheren Gesellschaftsform bilden können“ (s.o.), ist sie, im Gegenteil, sogar impliziert. Aber ihr Verlauf ist der auf einander folgender Konjunkturzyklen. Und der sich in den Krisen immer wieder manifestierende „Grundwiderspruch“ (s. o.), die Schere zwischen notwendiger Produktions- und möglicher Konsumtionssteigerung, wird sich, das ist bekanntlich Marxens unerfüllte Hoffnung, im Lauf der Zeit so sehr verschärfen bzw. ausweiten, dass „die Masse des Elends . . ., aber auch die Empörung der stets anschwellenden . . . Arbeiterklasse“ diese schließlich dazu führen wird, in einem revolutionären Akt seine Ursache, die private Aneignung des gesellschaftlich produzierten Reichtums zu beseitigen (MEW 23, S. 790 f.).

Wenn Kapitalakkumulation das Grundgesetz der kapitalistischen Entwicklung ist, ist sie doch keinesfalls das der Menschheitsentwicklung. Gewinn machen um des Gewinnmachens willen ist keineswegs eine allgemein menschliche Leidenschaft. In nicht-kapitalistischen Gesellschaften war die Bestimmung des Reichtums regelmäßig die, zur Bedürfnisbefriedigung (eingeschlossen die Befriedigung von Luxusbedürfnissen wie auch die Sicherung von Herrschaftsansprüchen in den herrschenden Klassen) genutzt zu werden. Marx beschwört hier u. a. die „altadlige Gesinnung, die, wie Hegel richtig sagt, ‚im Verzehren des Vorhandenen besteht‘“, während es „für die bürgerliche Ökonomie entscheidend wichtig (war), die Akkumulation des Kapitals als erste Bürgerpflicht zu verkünden“ (MEW 23, S. 614 f.). Was aber sind dann die Voraussetzungen für die Etablierung der spezifischen Gesellschaftsformation „Kapitalismus“, der Marxens Hauptinteresse gilt und die heute die weltweit dominierende ist.

Die zentrale Voraussetzung ist für Marx die *Verallgemeinerung der Warenproduktion*. Warenproduktion als solche ist kein Spezifikum des Kapitalismus. Sie kommt auch in Gesellschaften vor, in denen der bei weitem überwiegende Teil der Produktion direkt auf die Deckung des Eigenbedarfs ausgerichtet ist. Verallgemeinern kann sie sich erst ab dem Zeitpunkt, ab dem nicht mehr nur materielle Güter als Waren angeboten werden, sondern auch die Arbeitskraft durchgängig zur von den

ArbeiterInnen selbst auf dem Markt feilgebotenen Ware wird. „Was also die kapitalistische Epoche charakterisiert, ist, dass die Arbeitskraft für den Arbeiter selbst die Form einer ihm gehörigen Ware, seine Arbeit daher die Form der Lohnarbeit erhält“ (MEW 23, S. 184). Erst ab diesem Zeitpunkt ist garantiert, dass auch die ArbeiterInnen ihre Subsistenzmittel als Waren auf dem Markt kaufen müssen und dass auch der Teil des Bodens, der früher für ihre Subsistenzproduktion reserviert bleiben musste, zur frei verfügbaren Ware wird. Und nur wenn die Arbeitskraft als Ware auf dem Markt frei ge- und verkauft werden kann, ist sichergestellt, dass sie jederzeit an dem Ort und in der Branche eingesetzt werden kann, wo ihr Einsatz den höchsten Ertrag verspricht – die Kapitalismus-spezifische Flexibilität der Ressourcenallokation.

Diese eine historische Existenzbedingung der kapitalistischen Produktionsweise aber „umschließt eine Weltgeschichte“ (MEW 23, S. 184). Sie schließt ein, dass der Arbeiter/die Arbeiterin „als freie Person über seine (ihre) Arbeitskraft als Ware verfügt“ (MEW 23, S. 183), dass die ArbeiterInnen persönlich und juristisch frei sind. Wo sie dies nicht sind, können sie ihre Arbeitskraft auch nicht meistbietend verkaufen – was z. B. die Leibeigenen des europäischen Mittelalters gerade nicht konnten. Diese Freiheit hat jedoch ihre Kehrseite: Solange die unmittelbaren Produzenten noch Eigentümer ihrer Produktionsbedingungen, insbesondere ihres Bodens sind, haben sie gar keinen Grund, ihre Arbeitskraft an andere zu verkaufen, sie können sie selbständig verwirklichen. Die Kommodifizierung der Arbeitskraft setzt auch die Enteignung, insbesondere die Vertreibung eines Großteils der Bauern und Bäuerinnen von ihrem Land, die Trennung der unmittelbaren Produzenten und Produzentinnen von ihren Produktionsmitteln, die „ursprüngliche Akkumulation“ voraus.

Dieselbe „ursprüngliche Akkumulation“ war auf der anderen Seite auch eine der Bedingungen dafür, dass die freigewordene Arbeitskraft ihrerseits NachfragerInnen fand, prospektive KapitalistInnen, die genügend an Reichtum akkumuliert hatten, um sie kaufen und in der Produktion nutzen zu können. Grundlage eines jeden derartigen Kaufgeschäfts ist aber, dass es nur zustande kommt, wenn die KäuferInnen und NutzerInnen der Arbeitskraft dabei mehr herausholen, als sie summa summarum hineinstecken, wenn die ArbeiterInnen mehr an Wert produzieren, als sie in Gestalt des Lohnes zurückerhalten, einen von UnternehmerInnen unentgeltlich angeeigneten Mehrwert – anders würde der Kauf überhaupt keinen Sinn machen. Unentgeltene Aneignung von fremder Arbeit gibt es im Kapitalismus wie in jeder Klassengesellschaft. Der – entscheidende – Unterschied ist jedoch, dass diese Aneignung im Kapitalismus eine marktvermittelte ist, in erster Linie über Kauf und Verkauf der Ware Arbeitskraft funktioniert, während sie in allen anderen Klassengesellschaften nur mittels direkten – militärischen, politischen, juristischen, polizeilichen, religiösen – Zwangs zustande gebracht werden kann.

Ohne derartigen Zwang hätte auch die „ursprüngliche Akkumulation“ niemals in Gang gesetzt werden können. Marx legt hier besonderes Gewicht auf die „gewaltsame Verjagung der Bauernschaft von (ihrem) Grund und Boden“ (MEW 23, S. 746), die er am drastischsten exemplifiziert sieht durch die „enclosures“ in England: Durch Usurpation des bäuerlichen Gemeindelandes durch die

Feudalherren wurden insbesondere die ärmeren Bauern und Bäuerinnen eines unverzichtbaren Teils der Grundlagen ihrer Subsistenz beraubt, so dass sie schließlich keine andere Wahl mehr hatten, als abzuwandern und sich der riesengroßen Masse des Vagabudentums anzuschließen, welches letztendlich zur Rekrutierungsbasis der neu entstehenden Manufaktur- und FabrikarbeiterInnenschaft wurde. Von den weiteren von Marx anvisierten Methoden der ursprünglichen Akkumulation ist in unserem Zusammenhang „das Kolonialsystem“ (MEW 23, S. 779) von besonderer Bedeutung. „Die Entdeckung der Gold- und Silberländer in Amerika, die Ausrottung, Versklavung und Vergrabung der eingeborenen Bevölkerung in die Bergwerke, die beginnende Eroberung und Ausplünderung von Ostindien, die Verwandlung von Afrika in ein Geheg zur Handelsjagd auf Schwarzhäute bezeichnen die Morgenröte der kapitalistischen Produktionsära“ (MEW 23, S. 779).

Das Ende dieser Morgenröte war, wie Marx sehr wohl weiß, auch in der Zeit, in der er schrieb, noch keineswegs gekommen. „Überhaupt bedurfte die verhüllte Sklaverei der Lohnarbeiter in Europa zum Piedestal die Sklaverei sans phrase in der neuen Welt“ (MEW 23, S. 787). In Europa konnte die freie Lohnarbeit und damit die Mehrwertabschöpfung über den Markt als relativ (keineswegs absolut) gewaltfreie Form der Aneignung fremder Arbeit nach und nach zum dominanten Produktionsverhältnis werden. Der „stumme Zwang der ökonomischen Verhältnisse“ reichte im Regelfall aus, um die ArbeiterInnen der Herrschaft des Kapitals zu unterwerfen, „unmittelbare Gewalt wird zwar immer noch angewandt, aber nur ausnahmsweise“ (MEW 23, S. 765). In den Kolonien dagegen blieben direkt gewaltsame Methoden noch lange die Regel. Einen notwendigen Zusammenhang zwischen den relativ gewaltfreien Abläufen hier, den relativ gewaltsamen dort, sieht Marx offenbar nicht. Die ursprüngliche Akkumulation gehört für ihn trotz allen Einschränkungen doch wesentlich der Frühgeschichte der kapitalistischen Entwicklung an. In seinen Überlegungen zum „allgemeinen Gesetz der kapitalistischen Akkumulation“ (MEW 23, 23. Kapitel) kommt er ohne jeden Rückgriff auf die gewaltdominierten kolonialen Ausbeutungsverhältnisse aus, erklärt er die Entwicklung des einmal etablierten Kapitalismus ausschließlich aus der Eigendynamik der durch Verallgemeinerung der Warenproduktion definierten kapitalistischen Produktionsweise.

2 Rosa Luxemburg

Hier setzt Rosa Luxemburg deutlich andere Akzente. Für sie steht fest, dass der Kapitalismus nicht nur in seinen Anfangsstadien, sondern „auch in seiner vollen Reife in jeder Beziehung auf die gleichzeitige Existenz nichtkapitalistischer Schichten und Gesellschaften angewiesen ist“ (Luxemburg 1970, S. 286), und zwar sowohl als Abnehmer seiner Produkte als auch als Lieferanten von Rohstoffen und Arbeitskräften. All dies setzt „nicht bloß die Zersetzung der europäischen Bauernwirtschaft und des Handwerks (voraus), sondern auch die Zersetzung der verschiedensten primitiven Produktions- und Gesellschaftsformen in außereuropäischen Ländern“ (Luxemburg 1970, S. 284). Bei dieser Zersetzung sieht Luxemburg in der gesamten

Epoche, über die sie schreibt, die gleichen gewaltsamen Prozesse von „Raub, Erpressung und grobe(m) Schwindel“ (Luxemburg 1970, S. 306) am Werk, wie Marx sie als „ursprüngliche Akkumulation“ für deren Frühzeit geißelt hatte.

Zur Begründung dieser Überzeugung verweist Luxemburg zunächst auf die auch für Marx zentrale Bedeutung der Akkumulation und stellt sich dann die Frage, wer denn in einem geschlossenen kapitalistischen System (das nur aus ArbeiterInnen und KapitalistInnen bestünde) als AbnehmerIn für die durch diese bewirkte zuschüssige Produktion in Frage komme. Wenn sich dafür keine kaufkräftige Nachfrage findet, dann ist zwar ein Mehrwert für das Kapital produziert worden, kann aber nicht realisiert werden. Die ArbeiterInnenschaft bzw. die Gesamtheit der Lohnabhängigen kann der Abnehmer nicht sein, denn das für sie zur Verfügung stehende „variable Kapital“ ist beschränkt auf die „notwendigen Lebensmittel“. Wenn sie andererseits in ihrer Gesamtheit in den Konsum der KapitalistInnen einging, würde sie der Kapitalzirkulation entzogen, die Akkumulation fände ein Ende. Würde sie schließlich von anderen KapitalistInnen gekauft und dann als Produktionsmittel zur weiteren Akkumulation genutzt, wäre das Problem nur auf die folgende Periode verschoben; wir hätten dann „ein Karussell vor uns, das sich in leerer Luft um sich selbst dreht . . . also vom Kapitalstandpunkt eine vollendete Sinnlosigkeit“ (Luxemburg 1970, S. 394). Zu lösen ist das Problem nur, wenn wir die Voraussetzung eines geschlossenen Systems fallen lassen, nur wenn die zuschüssige Produktion an nichtkapitalistische Konsumenten verkauft werden kann, seien es einfache WarenproduzentInnen (etwa kleine BäuerInnen oder HandwerkInnen) im eigenen Land, seien es Menschen in Ländern oder Regionen, in denen nichtkapitalistische Produktionsformen (noch) vorherrschen. Je erfolgreicher der Kapitalismus dabei ist, desto gründlicher zerstört er jedoch jene Produktionsformen und setzt sich selbst an deren Stelle. Und „je mehr kapitalistische Länder . . . an dieser Jagd nach Akkumulationsgebieten teilnehmen und je spärlicher die nichtkapitalistischen Gebiete werden, die der Weltexpansion des Kapitals noch offen stehen, um so erbitterter wird der Konkurrenzkampf des Kapitals um jene Akkumulationsgebiete“ (Luxemburg 1970, S. 396) – eben darin liegt die „ökonomische Erklärung des Imperialismus“, die Luxemburg im Untertitel des Buches verspricht. Der totale Erfolg dieses Expansionsstrebens aber wird die „Unmöglichkeit des Kapitalismus“ als eines geschlossenen Systems erweisen. Das Außen, auf das er angewiesen ist, wird dann nicht mehr existieren.

Luxemburgs Argumentation wurde von verschiedenen Seiten aufs Schärfste kritisiert. Am elaboriertesten erscheint mir hier die Kritik von Paul M. Sweezy (1972, Original 1942). Sweezy formuliert zwei Haupteinwände: Zum einen könne auch der Zugriff auf nichtkapitalistische Produktionsformen das von Luxemburg identifizierte Problem der Realisierung des Mehrwerts nicht lösen; denn „wer soll die Waren kaufen, die aus einer nichtkapitalistischen Umgebung importiert werden?“, wenn schon die „exportierten“ keine einheimische Nachfrage gefunden haben (Sweezy 1972, S. 242 f.). Der Einwand scheint mir nicht sehr überzeugend. Ein Clou der kolonialen Ausbeutung bestand ja gerade darin, dass ein Großteil der durch sie gewonnenen Reichtümer durch Raub oder Übervorteilung in die Hände der jeweiligen Profiteure gelangte und gar nicht oder nur weit unter Wert bezahlt werden

musste und deshalb als ohne adäquate Gegenleistung erworbene zusätzliche Nachfrage zur Verfügung stand. Der zweite Einwand ist gravierender: Luxemburg habe bei der Erklärung der „erweiterten Reproduktion“ (der Akkumulation) des Kapitals unbemerkt an Voraussetzungen festgehalten, die nur unter der Bedingung der „einfachen“ (nicht akkumulativen) Reproduktion Gültigkeit hätten. So sei in Zeiten außergewöhnlich starker Umwälzungen der Produktion durch Etablierung neuer Industrien die Annahme des sich in der Luft drehenden „Karussells“ von wechselseitigen Produktionsmittelverkäufen der UnternehmerInnen untereinander, ohne entsprechende Ausweitung der Konsumgüterproduktion, *temporär* durchaus realistisch (Sweezy 1972, S. 258 ff.). Vor allem aber sei die Voraussetzung falsch, „der gesamte Betrag an variablem Kapital und also die Konsumtion der Arbeiter (müsse) immer, wie in der einfachen Reproduktion, konstant bleiben“ (Sweezy 1972, S. 242). Dagegen spreche zum einen das Bevölkerungswachstum bzw. „das Wachsen der der kapitalistischen Industrie zur Verfügung stehenden Arbeitskraft, ganz gleich, ob sich dies aus einem natürlichen zahlenmäßigen Zuwachs oder daraus ergibt, dass Arbeiter in den kapitalistischen Arbeitsprozess eingegliedert werden, die vorher außerhalb desselben standen“ (Sweezy 1972, S. 263). Zum zweiten gehe es nicht an, bei der Erklärung der kapitalistischen Akkumulation „die ungeheure Expansion in Volumen und Mannigfaltigkeit der Staatsausgaben“ (Sweezy 1972, S. 274) im 20. Jahrhundert außer Betracht zu lassen. Transferleistungen des Staates kämen anders als im 19. Jahrhundert, als die Steuersysteme „betont regressiv“ waren, nun in großem Umfang auch den ärmeren Teilen der Bevölkerung zugute. Insbesondere „das wachsende Volumen der Ausgaben für die soziale Sicherheit“ (Sweezy 1972, S. 275) lasse die Staatsausgaben zu einer „immer wichtiger werdenden Gegenkraft gegen die Tendenz zur Unterkonsumtion“ werden (Sweezy 1972, S. 276). Dies gelte allerdings nur „in dem Maße . . . , wie die Staatseinkünfte aus Mehrwert kommen“ (was selten auf ungeteilte Zustimmung der MehrwertaneignerInnen stoßen wird) oder durch direkte staatliche Geldschöpfung (sprich: die Notenpresse) oder durch Bankkredite (Sweezy 1972, S. 276 f.) finanziert würden – alles höchst problematische und immer nur temporär durchsetzbare Strategien. Eine gesicherte „Prognose in Sachen des Kapitalismus“ auf der Abstraktionsebene einer Analyse der Kapitalakkumulation im Allgemeinen abzugeben, wäre nach alledem „sinnlos“ (Sweezy 1972, S. 279).

3 Wladimir Iljitsch Lenin

Die Ausplünderung nicht-kapitalistischer Gesellschaftsformationen wird in der Imperialismusschrift von Wladimir Iljitsch Lenin allenfalls am Rande behandelt. In dem Teil, der sich überhaupt mit den (aus Sicht des metropoliten Kapitalismus) peripheren Regionen der Welt befasst, geht es vielmehr ausschließlich um den *Kapitalexport* und somit um die Etablierung der kapitalistischen Produktionsweise daselbst. Die zentrale ökonomische Grundlage des Imperialismus ist für Lenin die Monopolisierung der Industrie in den Metropolen. Deren wichtigste Konsequenzen sind – neben der Dominanz des aus der Verschmelzung von Bank- und